



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue Erzählungen von Wilhelm Raabe.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

stämme, die nun doch eben miteinander auskommen müssen und nicht eher den Frieden finden werden, als bis beide die historisch gewordenen Bedingungen ihrer Existenz rückhaltlos anerkennen.

Dresden.

Otto Kaemmel.



Neue Erzählungen von Wilhelm Raabe.



er weltflüchtige Idealismus und weltdurchbeizende Humor sind also nur die zwei Seiten eines Kontrastes, beide schärfen sich aneinander, es sind zwei Negationen, die in steter Unruhe einander setzen und aufheben. Jean Paul kennt allerdings auch eine Versöhnung: er steigt herab von seiner Höhe in das kleine Verchennest, die Hütte, wo gute, beschränkte, kindliche Menschen hausen, mit Blutwenigem beglückt; die beißende Satire wird zum liebevollen Humor, der den heiteren Kontrast innerer Seligkeit mit dem unendlich Kleinen, was ihr genügt, sich Königen gleich zu träumen, mit mikroskopischem Auge und mit dem Lächeln des innigsten Gemütes auffindet und anschaut. Es ist dies der zweite unter den drei Wegen zum Glück, die Jean Paul in der bekannten Vorrede zum „Quintus Fixlein“ aufzählt; der erste ist der des weltverachtenden Idealismus, der nicht den freien Humor, nur die Satire begründet; als dritter wird genannt: mit den beiden andern wechseln, und gerade hier verrät Jean Paul die große Lücke seiner Weltanschauung. Man erwartet, er werde als dritten aufführen: Entfaltung, Ausdehnung des engbegrenzten Humors der gemüthlichen Idylle, also eben des zweiten unter den drei Wegen, auf das Ganze des Lebens, Nestmachen auch im großen, daß es uns wohl werde in der weiten Welt trotz ihren Mängeln.“

Ausdehnung des begrenzten Humors der Idylle — auf das Ganze des Lebens — Nestmachen im großen — daß es uns wohl werde in der weiten Welt, trotz ihren Mängeln — wahrlich, wir wüßten keine bezeichnenderen Worte für die Grundstimmung, aus der die zwei neuesten Erzählungen Wilhelm Raabes*) erwachsen sind, als diese eben angeführten, welche wir einem Aufsatze des sprachgewaltigen Meisters der Kritik, Fr. Th. Vischer, über Jean Paul**) entnommen haben.

*) Willa Schönw. Eine Erzählung. Braunschweig, Westermann, 1884. Pfisters Mühle. Ein Sommerferienheft. Leipzig, Grunow, 1884.

**) Kritische Gänge. N. F. Sechstes Heft. S. 145—47.

Wischer führt an demselben Orte weiter die Gründe aus, warum Jean Paul weder in seiner Theorie noch in seiner Praxis diese dritte Art des Humors, diesen rechten Weg der Mitte gefunden hat. Er erklärt dies aus Gründen, welche weniger in der Persönlichkeit des Dichters, als vielmehr in den Zeitumständen lagen, unter denen er schuf. „Gewiß, sagt er, ist Jean Paul dadurch ein Bild und Typus seiner Nation, wie sie war, als sie zwischen der idealen Höhe der weltbürgerlichen Weite ihres Geistes, ihrer innern Bildung und der Kläglichkeit ihrer äußern Zustände in tiefem Widerspruche lag, noch ohne Streben und ohne Aussicht, sie davon zu befreien. Der Deutsche war damals wirklich der gute, liebenswürdige, träumerische, schlechthin unpraktische Junge, und wie der Dichter den gefühlseligen Burschen (Gottwalt) lächelnd auf seinen dunkeln Wegen begleitet, ohne selbst ein Ende des Weges zu finden, so blieb der Nation in ihrem jünglinghaften Zustande nichts übrig, als die Ironie über seine halbverkannte Unreife.“

Auch diese Begründung des Verfehlers jener rechten Mitte des Humors, jener Ausdehnung des Engberentzen der gemüthlichen Idylle auf das Ganze des Lebens, paßt sehr wohl auf Wilhelm Raabe, der, diesmal wenigstens, diese überaus glückliche Mitte gefunden hat. Denn der Deutsche ist nicht mehr träumerisch, nicht mehr schlechthin unpraktisch, nicht mehr gefühlselig, jünglinghaft unreif: wenigstens sieht ihn der Humorist nicht mehr als solchen an. „Das Ideale im Praktischen“ — „das Schöne, das Großartige im Verein mit dem Nützlichen“ — so läßt Raabe in „Pfisters Mühle“ (S. 193) die Tendenzen seines Helden, des Doktors A. A. Ache, aussprechen, und so sieht er sein Volk an, welches den ihm ureigenen Idealismus nun auch ins Gebiet der thatkräftigen Arbeit überträgt. Und weil diese am Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts in allem Praktischen, Realen so kläglich dastehende Nation nummehr zur wirklichen Versöhnung von Ideal und Wirklichkeit fortschreitet, weil sich auch in der That so manche Träume unsrer Vorfahren verwirklicht haben und weil der Humorist seinerseits mit tiefem Gemüthe und tiefer Einsicht an dem Fortschritte dieser einst so hamletartigen Deutschen teilnimmt, enthusiastisch teilnimmt und sich in Einklang mit der Gegenwart stellt, darum ist ihm jener dritte Weg zum Glück gelungen, und er füllt die Lücke aus, welche Jean Paul in der humoristischen Weltanschauung gelassen hat.

Freilich spricht ein Humorist diesen seinen Enthusiasmus, diese seine Zu- und Übereinstimmung mit der Gegenwart nicht unmittelbar, nicht direkt aus, sondern verbirgt sie vielmehr oft in gar drolligen Formen. Er ist uns aber dadurch nur umso lieber. Wie leicht wird der feine Unterschied zwischen liebevoller Teilnahme und leerem Chauvinismus übersehen; ein Fehler, in den mancher unsrer Erzähler geraten, der seine Aufgabe nicht künstlerisch genug zu fassen vermocht hat. Bei Raabe atmet jene Grundstimmung aus der ganzen Erfindung der Handlungen und Charaktere wohlthuend, beglückend dem Leser

entgegen, jedes tiefere Eingehen auf das Werk offenbart ihm nur immer mehr seinen wahrhaft kunstvollen Bau.

Dies der gemeinsame Charakter der Erzählung „Villa Schönow“ und des liebenswürdigen „Sommerferienfestes“ von Vater Pfisters Mühle, von denen das letztere den Lesern dieser Blätter wohl in freundlicher Erinnerung bleiben wird.

Bezeichnend für den Reichtum der Erfindungsgabe Wilhelm Raabes ist es aber, in wie verschiedener Weise er von seiner Stimmung und Teilnahme an dem gegenwärtigen Leben der Nation dichterische Mitteilung machen konnte; denn über jene Gemeinsamkeit der Grundstimmung geht die Ähnlichkeit der beiden Werke nicht hinaus.

Oder doch, noch ein Umstand ist ihnen gemeinsam. Der Autor sieht von seinem stillen Poetenwinkel aus, welche Rolle nachgerade Berlin im deutschen Reiche zu spielen beginnt, und er trägt auch diesem Faktum Rechnung. Es scheint uns kein bloßer Zufall zu sein, daß in „Pfisters Mühle“ Berlin einen wirksamen Hintergrund zu der ländlichen Sommerfrische abgeben muß, auf welcher die eigentliche Geschichte und ihre Erzählung, die selbst wieder humoristischer Weise Handlung ist, sich abspielen; und in „Villa Schönow“ ist sogar das spezifisch Berlinische Wesen der Mittelpunkt der Dichtung selbst. Auch dies ist ein Beitrag mehr zu unserm Urteil von dem vollen Aufgehen des Dichters in der Gegenwart: denn wie in der Wirklichkeit die Reichshauptstadt sich immer mehr zum Zentrum des nationalen Lebens zu krystallisiren strebt, so gewinnt sie auch für unsern Dichter, der sich die Aufgabe stellte, von diesem Leben ein in seiner humoristischen Art gefaßtes Bild zu entwerfen, in gleichem Sinne an Bedeutung.

Das Motiv von „Pfisters Mühle“ bildet ein Faktum, welches jetzt in Deutschland die Köpfe der Regierenden und der Regierten am meisten in Anspruch nimmt und welches man als das Grundproblem der innern Politik bezeichnen könnte. Es ist dies der Umwandlungsprozeß aus einem Agrikultur- in einen Industriestaat, in welchem wir mitten drin stehen. Natürlich bildet dieses Motiv nur den innersten Kern der Erzählung vom Schicksale der Mühle Vater Pfisters, welche im übrigen soviel wie garnichts mit Nationalökonomie sich abgiebt, sondern nur nach echt dichterischer Weise eine Reihe der kostbarsten Gestalten vorführt. In der Art und Weise aber, wie Raabe den Konflikt des armen Müllers gestaltet und löst, liegt sein weltbejahender Humor, der die Idylle auszuweiten versteht auf das Ganze des Lebens, wie er auch im vorgelegten Motto aus Seneca „Von der Gemütsruhe“ es andeutet: „Und in dem Blick auf das Ganze ist der doch ein stärkerer Geist, welcher das Lachen, als der, welcher das Weinen nicht halten kann.“ Der Aufschwung der Industrie, welchen Raabe nur als Frucht der wissenschaftlichen Arbeit erkennt — besitzen doch die deutschen Chemiker einen Weltruf —, stimmt den Humoristen nichts weniger als sentimental. Diese großartige Thätigkeit erfreut ihn und gefällt ihm,

der nicht zum Geschlecht der weltflüchtigen Idealisten gehört. Die Verbindung prahlerischer Großmannsucht mit nüchternstem Utilitarismus gewinnt ihm nur ein Lächeln ab; eine Zuckerrübenfabrik, die phantastischer als eine Ritterburg der Vergangenheit mit ihren Dächern und Zinnen, ihren Türmen und Schornsteinen im Nebel des Weihnachtstages aufragt, ist ihm ein humoristischer Kontrast, vor dem er aber die Meinung ausspricht: „Kind, habe dreist wie die andern Furcht, dich ihm gegenüber lächerlich zu machen, und renne dir ja den Schädel nicht daran ein mit irgend etwas drin, was über der Zeit und dem Raume liegt.“ In dem Sinne kann er es auch nicht tragisch, sondern nur humoristisch-mitleidsvoll nehmen, wenn die alte gute Zeit mit ihrer sorglosen Lebensfreude, ihren lauschigen Winkeln, ihrer ungestörten Natur der lärmenden, nüchternen, ja die Luft oft weit im Umkreis verderbenden, verstäkernenden Industrie weichen muß. Und in dieser einzig poesiereichen Stimmung, in welcher das Herz in gleicher Weise geteilt ist zwischen der mit romantischem Gold umspunnenen Vergangenheit und der freudig anerkannten Gegenwart, erzählt der Humorist die Geschichte von Pfisters Mühle.

Durch zwei Jahrhunderte hatte sie sich in der Familie der Pfister (wahrscheinlich ein verdeutschtes Pistorius) von Vater auf Sohn als einträgliches Geschäft fortgeerbt; an einem schönen, krystallhellen Bächlein gelegen, inmitten einer anmutigen Landschaft Mitteldeutschlands, war ihre Schankwirtschaft der beliebteste Ausflugsort der nahegelegenen Musenstadt. Der poesievolle Schimmer, welcher die akademische Jugend umgiebt, vergoldet auch sie. Da, in den letzten Jahren, wurde dritthalb Kilometer oberhalb ihres Rades die Zuckerrübenfabrik Krickeroode angelegt, deren schlammiger Abfluß den Lebensquell der Mühle, das Bächlein, versumpfte, vergiftete, verstäkerte. Damit waren die Mühle und ihr Besitzer ruiniert; denn so lieb auch alle Welt den klugen, edeln, treuherzigen Vater Pfister haben mochte — in der Mühle roch es doch zu stark nach allerlei fürchterlichen Düften, als daß man zur Erholung sich bei oder in ihr hätte aufhalten mögen. Zum Glück hatte Vater Pfister seinen eignen einzigen Sohn nicht zum Müller, sondern zum Gelehrten erzogen; zum Glück auch hatte er sich an dem praktisch-idealistischen „chemischen Doktor“ Adam August Asche einen wissenschaftlichen Verteidiger durch frühere Wohlthaten erworben, und obgleich dieser chemische Doktor „selbst Partei“ ist, d. h. „ein Mensch, der die feste Absicht hat, selber einen sprudelnden Quell, einen Krystallbach, einen majestätischen Fluß, kurz, irgendeinen Wasserlauf im idyllischen, grünen deutschen Reiche so infam als möglich zu verunreinigen,“ so verhilft er ihm doch durch die chemische Analyse des Bachwassers zum Gewinne des Prozesses gegen die Aktiengesellschaft von Krickeroode. Dem Müller selbst freilich kann dieser Ausgang nichts nützen: die Mühle ist tot, und er, der gar keinen Sinn für die neumodische Arbeit und für Aktien hat, ist es mit ihr. Nach seinem Tode verkauft sein Sohn, der Philologe an einem Berliner Gymnasium, das Grundstück, auf dem ein neues, Kricke-

rode ähnliches Industrie-Etablissement aufgerichtet werden soll; Doktor Asche errichtet eine eigne Fabrik zur Reinigung schmutziger Wäsche, in der es fürchterlich — riecht. Die letzten Wochen, bevor mit dem Neubau begonnen wird, verbringt der Philologe Pfister auf seinem väterlichen Grundstück, „und wie mich diese guten Sommertage, so zwischen Traum und Wachen, zwischen Gegenwart und Vergangenheit gleich leise schaukelnden Wellen getragen haben bis an das Ende meiner Schulferien und den Beschluß der Geschichte von Pfisters Mühle“ — in diesem seligen Zustande, an der Seite seiner vor kurzem angetrauten jungen Frau erzählt er die Geschichte. Diese selige Ferien- und Honigwochenstimmung lagert über dem ganzen „Sommerferienheft“ von Pfisters Mühle. In Gestalten, die wir hier nicht weiter anführen können, wird die Szene bereichert und das Idyllische zum sozialen Bilde der Gegenwart erweitert. Man wird „Pfisters Mühle“ ohne Frage zu den anmutigsten und zugleich geistvollsten Schöpfungen Wilhelm Raabes rechnen dürfen.

Wenn wir uns etwas weniger enthusiastisch über das zweite neue Werk des Dichters, die „Villa Schönow“ äußern, so möge man uns nicht der Parteilichkeit zeihen; denn wir glauben, daß diese letztere Erzählung, wenn sie auch in mancher Beziehung „Pfisters Mühle“ überragt, doch im ganzen hinter ihr zurückstehe. Und zwar darum, weil der Dichter, wie uns bedünkt, sich etwas zu sehr in dem humoristischen Behagen gefällt, seinen Helden im unverfälschten Berliner Dialekt vorzuführen. Die Lektüre der Erzählung wird dadurch etwas erschwert, und man hat hier und da Mühe, sein Interesse lebendig zu erhalten. Und doch, wenn dies gelingt, und es geht bei einiger Geduld, welche liebenswürdigen Geschöpfe einer tief gemütvollen Phantasie lernt man auch hier kennen! Wie hat sie der Dichter mit dem ganzen Reichtume seines Herzens und der ganzen Fülle seiner sich in fortwährenden Kontrasten bewegenden Phantasie ausgestattet!

Um Nestmachen im eigentlichen Wortsinne handelt es sich in der „Villa Schönow“, auch hier und ganz eigentlich weitet sich der Humor der Idylle aufs Ganze der Welt aus. Das Hauptinteresse wendet sich dabei mehr der meisterlichen Schilderung komischer und sonstiger liebenswürdigen Charaktere als den an sich ernsteren Vorgängen zu. In der Mitte steht natürlich Herr W. Schönow, „Berliner Hausbesitzer, Provinzialsteinbruchbesitzer, k. k. Unteroffizier a. D. und no, allerlei Kurioses,“ wie er sich selbst unterzeichnet, das „alte Krokodil,“ der „olle Potsdamer,“ wie ihn andre bezeichnen, der treuherzigste, rührungsreichste, bravste, praktischste und maliziöseste Mensch des ganzen neuen deutschen Reiches; er und mit ihm das Fräulein Julie Kiebitz. Die letzte Hegelianerin Berlins, die häßliche, magere, pergamentfarbige, sehr gelehrte alte Jungfer, eine Tochter des Zeitgenossen der großen Hegelschen Schule, des Universitätsprofessors Dr. Kiebitz, und doch, wie Schönow ganz richtig bemerkt, eine „Fürstin, die immer Incognito auf der Erde wandelt,“ eine „hohe Julia,“ wie sie der Dichter selbst

nennt. Der Freundschaftsbund dieser zwei Leute gehört wohl zu dem merkwürdigsten der Geschichte. „Fräulein Julie, schreibt ihr Schönnow, wie wäre et denn nun mal wieder? Als sich unser Herrgott in mir vergriff und mich, wie Sie von Dlimszeiten wissen, statt zu einem Menschen zu einem Kameel machte, hat er Sie doch nur deshalb gleich hinter mir her erschaffen, um seinen Johpah zur Hälfte wieder gut zu machen.“ Und Julie spricht sich ihrerseits aus: „O, ihr unsterblichen Götter, was möchte aus meines Vaters Tochter geworden sein, wenn ihr dem verwahrlosten, verstaubten, verschimmelten jungen Geschöpf nicht diesen verwahrlosten, ungekämmten, ungewaschenen, halbverhungerten, närrischen Kerl und Straßenjungen in den Weg geführt hättet?.. Ihr habt es doch wohl gut mit uns gemeint, ihr im ewigen Blau!.. Und, bei den drei furchtbaren Schwestern, im Grunde war ich seiner Hilfe doch viel bedürftiger, als er der meinigen! Er machte mich wieder zu einem Kinde — dann und wann sogar zu einem wirklichen, fröhlichen, vergnügten, lachenden Kinde, und ich — ich konnte ihm nach des Papas Tode nur die dreitausend Thaler geben, die er brauchte, um sein Geschäft anzufangen. Schönnow und Kompagnie!.. Schönnow und Kompagnie! Durch Sauer und Süß, durch gute und schlechte Zeiten, durch Krieg und Frieden — Schönnow und sein stiller Kompagnon!“ Heiraten konnten die zwei nicht: die Professorstochter und der „Unteroffizier vom siebenten brandenburgischen Infanterieregiment,“ den sie sich von „unter der Treppe“ hervorgeholt hat. Er nahm sich in früherer Zeit eine hübsche Köchin oder was sie sonst gewesen sein mag, die Helene Schönnow, welche ihm im jetzigen Augenblick zu einem umfangreichen, eifersüchtigen, eiteln, böseartigen Hauskreuz gealtert ist, aber von der „jöttlichen“ Julie ließ er trotz seiner zarten Ehehälfte nicht locker; und so bildete sich „das Kurioseste, das Lächerlichste, das, was der Menschheit am meisten Spaß machen würde, wenn sie je ihre alberne Nase genauer hätte hineinstecken können, dies Verhältnis zwischen ihr und ihrem Freunde.“ In allen Nöten des Herzens — andre hat er ja nicht — muß ihm die Julie beispringen, sie ist die „Intelligenz,“ welche ihm leuchten muß.

Ein solcher Fall bildet die eben vorliegende Geschichte. Da hat er in der Provinzstadt, wo er seine Schieferbrüche besitzt, wieder einmal einen „närrischen“ Streich gemacht. In der Provinz tritt Schönnow immer etwas breit auf, etwas prahlerisch, fühlt sich als Großstädter, Berliner. Aber es steckt doch etwas mehr dahinter, als daß die philiströsen Provinzialen ihn nur so als „hergelaufenen, großschnauzigen Berliner Haselante“ bezeichnen dürfen. „Es dauert immer etwas länger als zehn Jahre, ehe der Nachklang eines weltgeschichtlichen Faktums auszittert“ — dieser Nachklang freilich zittert gar mächtig, das ganze liebe tolle Wesen durchglühend, in dem ehemaligen Unteroffizier und jetzigen Schieferbruch- und Hausbesitzer Schönnow nach. Darum widmet er seine tiefste und werththätigste Teilnahme dem unglücklichen Rudolf Amelung, welcher zehn

Jahre nach dem Kriege den Wunden, die er sich auf dem Schlachtfelde geholt, erliegt. „Ach, in Frankreich uf dem champ de bataille hat er sich hoffentlich seinerseits nicht zu velle draus gemacht, wenn er sie so zu tausenden um sich her liegen ließ um ruhig weiter marschirte, bis die Reihe an ihn kam. Det Miserable is ja wohl nur, daß det ihn so lange nach geschlossenen Akten und sojar glücklich zulezt ooch beendetem Generalstabswerke passiren muß. Wahr is es: det Träßliche, sich so unbekannterweise eenander ums Leben zu bringen, wird Genem hierdurch velle deutlicher als durch det wohlgepflejtete Schlachtfeld.“ Diese Teilnahme an dem sterbenden Unteroffizier Amelung führt Schönow aber auch zu allerlei Handlungen und Konflikten, in denen sich sein ganzes braves Herz in der hinreißendsten Weise offenbart. Auf den kleinen Besitz des Sterbenden besaß der Bürger der Kleinstadt, Liebelotte, eine Hypothek, die er aber nun kündigt, als es mit jenem zu Ende geht. Das veranlaßt den Berliner zu scharfen Ausfällen. Die partikularistischen Provinzler nehmen ihren geschäftsfundigen Mitbürger in Schutz: „Kameradschaft hin, Kameradschaft her!“ entgegen sie. „Daß einer auch einmal dabei gewesen ist, zum Beispiel Sie Anno sechsundsechzig, thut garnichts zu diesen Verbindlichkeiten. Im Gegenteil, wer weiß, wenn Sie uns damals hier nicht annektirt hätten, ob nicht Ihr Kamerad Amelung heute noch auf gesunden Beinen herumliefe, sein Geschäft verrichtete und keines andern Menschen pekuniäre Unterstützung nötig gehabt hätte,“ und dergleichen mehr. Und nun höre man die Antwort des reichstreuen Schönow: „Hab id et mich doch jleich jedacht, dat se mir den Nassauer, den Potsdamer, den Weltstädter, den Jardeleutnant und den alljemeenen deutschen Reiseonkel in eene Persönlichkeit usnutzen werden! Wollen Sie jütigst auch was andres nich dabei verjessen, wenn Sie mal vater- und mutterlos uf die Frenze zwischen Moabit und Martinikensfelde aus die Taufe jehoben werden sollten, meine Herren; nämlich det wenn auch jroßartige, so doch merkwürdige Jesühl, als eigentliche Wiege man bloß den janzgen Ersatzbezirk des siebten brandenburgischen Infanterieregiments Numero sechzig — Ober- und Niederbarnim, Teltow und beiläufig ooch det bißken Städtken Berlin — zu haben!.. Wer hat da ebent det jroße Wort fallen lassen, Kameradschaft hin, Kameradschaft her? Meine Herren, der vormalige Unteroffizier im siebten brandenburgischen Infanterierejiment und jekize Landsturm und Berliner Hausbesitzer Schönow bemerkt Ihnen doch, daß Sie in diesem Falle ihn mit Ihre bekannte verdeckte Anspielungen uf die bekannte Ansiedelung am Strand der Spree doch nur bis an die Belle kommen. Det süße Innerste kriejen Sie damit noch lange nicht raus: Jekt haben se im vorigen Jahr die Sechziger nach Düsseldorf verlegt und die Rheinländer und nich mehr die Teltower, die Treptower, die Lütkower, die Tempelhofer, die Rixdorfer, die Schmargendorfer, die Blößenfeer, die Weißenseer, die Stralauer, die Rummelsburger und det übrige unzählige Gänsekleen liefern mehr den Bedarf an Füßflirfleesch und Frenadirknochen für't sechzjiste. Aber — Schönown sein Heimats-

jesühl haben sie damit nich'n Ende jemacht und seine Kameradschaftsjesühle hält er ufrecht, soweit sie Abends Punkte neune von Memel bis Mek det Volk und die Brüderschaft in Waffen mit dieselbe Trommel- und Hornmelodie ärjern und in die Kommissflaumfedern locken. Und in diesem Sinne, wie Soethe jesagt haben soll, trete ick immer als richtiger Berliner in jede Provinz, wo et sich um eenen Kameraden in Schwulibus handelt, möglicht fest uf, und wenn et sich ooch um die höchsten sittlichen Fragen in Hinsicht uf die Hosentasche handelt, wie Rothschild, Bleichröder und die übrigen Klassiker in det Fach sagen. Und wenn jemand mich jar noch mit olle Anspielungen uf die ollen verjäherten Anexionen von Anno bis ans Ende von de Dinge, Dietrich von de Wilhelmshöhe und sonstige wirkliche dämliche Massauereien auf den Pelz rücken sollte, so verkündije ick hier jekt nischt weiter als: jrade darum! . . . Nicht, daß mir mein Sewissen bisse; denn bei Königgrätz haben wir persönlich im Sechzigsten ruhig Sewehr bei Fuß jestanden und still die andern uns mit die historischen Franaten beschmeißen lassen; aber Noblesse oblijirt immer, und jrade weil ick mir doch meinen juten Kameraden Amelung mit annekirt habe, fühle ick mir bewogen, die Bitte auszusprechen: Kinder jekt mal so anständig als möglich mit ihm und seine mögliche Hinterlassenschaft um. Weltjeschichte bleibt doch nun mal Weltjeschichte, und im Privatfall ändert manchmal leider niemand det jeringste dran, sagt Fräulein Su— sage ick hier bei Dämel. . . Womit ick bloß sagen will, det man ja jedem seine persönlichen Jesühle jerne hochachten und doch bei außerjewöhnliche Zelegenheiten von ihm verlangen kann, daß er in einem speziellen jegebenen Fall einmal jroß und nich bloß an seine anjeborene Privatranküne oder wie jesagt sein innigstes Portmonnä denkt. Jck hätte zum Exempel in Liebelottes Stelle jekt nich det Kap'tal jekündigt."

Aber mit diesen Reden begnügt sich der thatkräftige Mann nicht. Der Tod Rudolf Amelungs jekt dessen jüngerer Bruder ganz aufs Trockene. Schönnow kauft die gekündigte Hypothek auf. Das entzückend lebenswürdige Mädchen Wittchen (Wita, Groswitha) Hamelmann, ein wahres „Schneewittchen," veranstaltet für seinen verwaissten Jugendkameraden Gerhard eine Wohlthätigkeitslotterie, und der „olle Potsdamer" läßt sich fünfhundert Loose à eine Mark aufbinden, die er in Berlin schon „ohne Schwierigkeit bei Kaiser Wilhelm und Moltke besorgen wird. Mit Bismarck muß man erst mal sehen. Komme ick an ihm ran, so fasse ick ihn sicher und natürlich bei seine zartesten menschlichen Jesühle un hänge ihm soviel als möglich von eure Spekulation auf seine patriotische Mitleidigkeit uf. Das Resultat als möglich in Baar." Aber man denke, nun stirbt zum Unglück auch noch gleich darauf und ganz plözlich der Vater Schneewittchens und hinterläßt dem nummehr ganz verwaissten Kinde gar kein Vermögen! Was liegt da näher, als daß Schönnow nun auch bei dem sechzehnjährigen Mädchen seines Geschäftsfreundes Hamelmann dieselben Vaterpflichten üibernimmt, wie bei dem zwanzigjährigen Bruder seines Kriegskameraden Ame-

lung? „Verseze dir ganz ins erste Buch Moses, Veneken!“ schreibt er boshaft seiner liebenswürdigen Frau Gemahlin. „Verseze dir ganz in Sarah ihre Gefühle. Dein Gatte ist Vater geworden — doch noch — endlich noch! Zwillinge sogar!“ Aber was soll er, der Geschäftsmann, mit den zwei verliebten jungen Leuten anfangen? Da muß die Julie helfen, sie muß augenblicklich zu ihm in die Provinz eilen (es ist etwa die Gegend von Wolfenbüttel gemeint), und die Kinder übernehmen. Julie kommt, wann fehlte sie in solchen Dingen? Aber die Vernünftige sagt ihm doch: „Sie sind und bleiben ein verrückter Mensch, lieber Freund. Macht Ihnen denn der Unsinn wirklich immer noch so vielen Spaß, Schönnow?“ Und mit vollster, herzlichster Gewißheit antwortet er: „Ja! Entweder unter die Treppe jeblieben und im Verborgenen jeblüht und verduftet — oder alles großartig, alles mit volle Musik.“ — Wie sich nun die Sache weiter entwickelt, wie Frau Veneken in ihrer Eifersucht der alten Jungfer und Freundin ihres Gatten nachreißt, die sie im Verdachte hat, daß es ihre eignen, nunmehr hervorgeholten Kinder von Schönnow wären, wenn sie auch nicht begreifen kann, wie es möglich wäre; wie dann Julie, „daß ich liebenswürdig sein kann, wissen Sie, Schönnow, und ich war es jetzt ungemein,“ die Alte herumkriegt und den Hausfrieden herstellt; wie Schönnow mit seinem Schützling nach Berlin fährt und je näher er der Hauptstadt kommt, umso bescheidner auftritt — das möge man selbst nachlesen.

Die Analysen der beiden Erzählungen „Pfisters Mühle“ und „Villa Schönnow“ sollten unsre eingangs gegebene Charakteristik des weltfreundigen Humors Wilhelm Raabes illustriren. Beide Bücher geben ein in hellsten Farben gefaßtes Bild der aufstrebenden Gegenwart, und gewiß ist es auch einer der bedeutendsten Züge der beiden Handlungen, wenn der Dichter mit dem halb verrückten, rhetorisch hohlen, pessimistischen Literaten Felix Vippoldes (Pfisters Mühle) und mit der ironisirten Hegelei im zweiten Werke die traurigen Kennzeichen der Vergangenheit, die starken Schlagschatten zu dem Bilde der Gegenwart einsetzt. Wenn es nur mehr Dichter bei uns in Deutschland gäbe, die gleich Wilhelm Raabe mit dem tiefsten Aufgehen in der Gegenwart allen Welt-schmerz, allen Pessimismus überwinden möchten, den Humor der Idylle erweitern auf das Ganze des Lebens! Wir wollten sie mit Freuden begrüßen.

